

DER BOTE

Juni 2025 • 8. Jahrgang • NR. 29

:: Zeitschrift des Historischen Vereins
:: Herne / Wanne-Eickel e. V.

Der kleine Verkaufsladen in der
Teutoburgia-Siedlung

Die Stöpseldamen von
Blankenstein

Stadtgeschichte neu erleben:
Rundum historisch

Schutzgebühr: 4,50 €



Die 29. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die 29. Ausgabe unserer Zeitschrift »Der Bote« führt Sie nicht nur durch vergangene Zeiten, sondern auch mitten hinein in das lebendige Gedächtnis unserer Stadt. Mit Herzblut, akribischer Recherche und einem feinen Gespür für das Besondere haben unsere Autorinnen und Autoren auch diesmal wieder spannende, berührende und bisweilen überraschende Geschichten zusammengetragen.

Im Mittelpunkt steht der »kleine Verkaufsladen in der Teutoburgia-Siedlung«, dessen Entstehung aus purer Notwendigkeit und unternehmerischem Mut in den 1920er-Jahren beginnt. Die bewegende Lebensleistung der Familie Bracht erzählt nicht nur von Nahversorgung und Gemeinschaft, sondern auch von weiblicher Stärke in schwierigen Zeiten. Dass der einstige Laden heute als Bürgerbüro dient, ist ein schönes Symbol: Vergangenheit lebt fort, wenn wir ihr einen Platz in der Gegenwart geben.

Neben diesen biografischen Höhepunkten findet sich eine bunte Vielfalt lokaler Erinnerungen: Vom ersten kommunalen Kino Deutschlands in Eickel, über Kindheitsgeschichten beim SuS Reichsbahn Herne, bis hin zu den humorvoll-nostalgischen »Stöpseldamen von Blankenstein«. Mit Beiträgen wie »Gezähe – Was soll das denn bitte sein?!« werden selbst technische Begriffe aus dem Bergbau lebendig.

Die Initiative »Rundum historisch« zeigt schließlich, wie moderne Technologien, wie 360°-Videos, neue Wege der Geschichtsvermittlung erschließen. Niederschwellig, emotional und interaktiv.

Diese Ausgabe ist eine Einladung zum Erinnern, Staunen, Nachdenken und zum Weitererzählen. Geschichte wird dann lebendig, wenn wir sie teilen.

In diesem Sinne wünschen wir eine anregende Lektüre und viele neue Einblicke in unsere gemeinsame Vergangenheit.

Mit herzlichen Grüßen,

Marcus Schubert



Karl-Heinz
Abraham



Andreas
Janik



Gerdi
Kernbach-
Tinnemann



Henning
Sandmann



Wolfram
Ninka



Anna-Maria
Rawe



Thorsten
Schmidt



Emma
Schubert



Marcus
Schubert

Inhalt

Der kleine Verkaufsladen in der Teutoburgia-Siedlung	4
Der vergessene Sohn Holsterhausens: Stanislaw Mikolajczyk	8
Eine heimatkundliche Wiederentdeckung	10
Kinder- und Jugendzeit beim Verein SuS Reichsbahn Herne	13
Pionierarbeit für den Film: Das erste Kommunale Kino Deutschlands in Eickel	14
Kampf gegen das Vergessen - Erinnerungen aus zweiter Hand	16
Berkeler Geschichten	19
Die Stöpseldamen von Blankenstein	20
Die Telefonkarte	22
»Gezähe« – Was soll das denn bitte sein?!	23
Stadtgeschichte neu erleben: Mit 360°-Videos ...	24
Neues aus dem Verein	26
Mitglieder stellen sich vor	27
Eine persönliche Geschichte aus der Zeit der »Gastarbeiter«	28
Herne, rundum historisch	32

Autoren: Karl-Heinz Abraham, Andreas Janik, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Wolfram Ninka, Anna-Maria Rawe, Thorsten Schmidt, Emma Schubert, Marcus Schubert

Verantwortlich i. S. d. P.: Thorsten Schmidt

Lektorat: Anna-Maria Rawe

Titelbild: Schloss Strünkede und Westfalia Stadion in den 1950er Jahren

Fotos: Seite 4 - 7: Sammlung Karl-Heinz Abraham - Seite 8: Wikimedia Commons, »Gazeta Ludowa«, Warsaw 1946 - Seite 11 - 12: Sammlung Andreas Janik - Seite 13: Wolfram Ninka - Seite 14 - 15: Archiv Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. - Seite 19: Thorsten Schmidt - Seite 20 - 21: Sammlung Henning Sandmann - Seite 22: Anna-Maria Rawe, Wikimedia Commons Benutzer Avea0z, 2022, CC 4.0 - Seite 23: Wikimedia Commons Benutzer Uweko, vor 2006, GNU free - Seite 24 - 25: Archiv Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. - Seite 28 - 31: Sammlung Barbara Rohde - Seite 32: Marcus Schubert

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ISSN: 2943-2804 (Print), 2943-2812 (Online)

Druck: medienzentrum ruhr 
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint 

Industriestraße 17, 44628 Herne

Herausgeber:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne

E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45



Im Bild sind die beiden Schwestern zu sehen, links Wilma Bracht, rechts Agatha Bracht.

Der kleine Verkaufsladen in der Teutoburgia-Siedlung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann der »Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation« im Herner Osten, mit dem Bau des Bergwerks »Teutoburgia«. Kurze Zeit später, im Jahr 1907, erwarb er auch das Gelände südlich des Zechengeländes, um für die Bergleute und ihren Familien Wohnungen zu bauen. So entstand zwischen 1909 und 1923 Hernes Vorzeigesiedlung, die »Gartenstadt Teutoburgia«.

Bauherr und Architekt hatten wirklich Großes vollbracht: fließendes Wasser, elektrische Beleuchtung und ein Innenklosett, damals für den Arbeiterstand ein unvorstellbarer Luxus. Zu jeder Wohnung gehörte auch noch ein kleiner Garten. Nur eins fehlte. Etwas ganz Banales. Etwas, das selbst in den entlegensten Dörfern meist selbstverständlich war: Ein Laden! Nicht groß, nicht mondän. Ein kleiner »Tante-Emma-Laden« hätte gereicht. Den hatte der Architekt nicht vorgesehen. Doch die Menschen lösten dieses Problem teilweise ganz pragmatisch.

In ihren Gärten errichteten sie kleine Ställe, in denen Hühner, Schweine, Gänse oder Kaninchen gemästet und anschließend geschlachtet wurden. Auf den verbleibenden Freiflächen bauten sie Gemüse an. In jedem Garten stand mindestens ein Kirsch-

baum, Apfelbaum, Birnbaum oder Pflaumenbaum. Im Herbst konnte üppig geerntet werden. Da es in dieser Zeit noch keine Kühlmöglichkeiten gab, wurde das, was man aktuell nicht verzehrte, eingekocht und in den winzigen Vorratskellern neben den Kohlenkellern gelagert. So entstand inmitten der architektonischen Moderne eine ganz andere Art von Gemeinschaft: Jene des Leihens, Tauschens und Improvisierens. Wer beispielsweise Hühner oder ein Schwein hatte, tauschte Eier oder selbst hergestellte Wurst gegen andere Artikel des täglichen Bedarfs. Aber autark war die Siedlung dadurch nicht. Notwendige Lebensmittel, wie zum Beispiel Butter, Zucker, Salz, Mehl oder Kaffee konnten selbst nicht hergestellt werden. Ganz zu schweigen von fehlenden Haushalts- und Hygieneartikeln, Tabakwaren, Süßwaren, Streichhölzern, Bier und Schnaps. Diese Artikel waren nur in den kilometerweit entfernten Gemeinden Sodingen oder Castrop zu bekommen. Einen ÖPNV gab es noch nicht und Fahrräder waren noch unerschwinglich. So musste jeder Einkauf zu Fuß erledigt werden, was enorm viel Zeit in Anspruch nahm.

In der Gartenstraße 38 (heute Schreiberstraße 33) wohnte Anna Bracht, mit ihrem Ehemann und ihrer 2jährigen Tochter Wilma. Inmitten der Superinflation 1923 entwi-



Ein Teil des Sortiments im kleinen Laden der Brachts.

ckelte sie den kühnen Plan, irgendwo in der Siedlung einen kleinen Verkaufsladen für Artikel des täglichen Bedarfs einzurichten und zu betreiben. Aber wo in der Gartenstadt war Raum dafür? Die junge Frau nahm Kontakt mit dem Verwalter des »Bochumer Vereins« auf und trug ihre Idee vor. Da dieser das Nahversorgungsproblem einsah, sagte er zu, sich um eine Lösung zu bemühen. Auch wenn er gegenüber einer Frau erhebliche Vorbehalte hatte, bot er ihr schließlich eine kleine Grundstücksfläche, an der Straßenkreuzung Schlängelstraße / Hofstraße (heute Bogenweg), zur Pacht an. Auf dieser Fläche könne sie provisorisch eine Holzhütte errichten und darin ihren Verkaufsladen betreiben. Bedingung: Dem »Bochumer Verein« dürften keinerlei Kosten entstehen, und auf Verlangen müsse die Holzhütte jederzeit wieder entfernt werden. Für die Grundstücksfläche wäre außerdem ein monatlicher Pachtzins zu zahlen.

Trotz der erheblichen Risiken nahm sie das Angebot an. Eine junge Frau, allein als Unternehmerin in einer Bergarbeitersiedlung! Das war im Jahr 1923 in der Tat eine Revolution. Doch Anna Bracht sah sich als »Nahversorgungspionierin«! Sie nahm Mut und Kraft zusammen und gegen alle Widerstände legte sie los. Schon nach wenigen Wochen stand die nicht einmal 15 qm kleine Holzhütte. Der Laden erhielt die noch heute gültige postalische Adresse Schlängelstraße 48a, Börnig. Ein kleiner »Tante-Emma-La-

den« war geboren, gleichzeitig ein Treffpunkt für die Menschen in der Siedlung. Man könnte auch sagen: Ein Supermarkt in Miniaturform, aber ohne Sammelkasse und was noch viel besser war, mit persönlichem Service. Wurst und Käse wurden frisch geschnitten. Mehl und Zucker einzeln abgewogen und in Papiertüten verpackt. Wenn diese mal ausgingen, musste einfaches Zeitungspapier herhalten, was damals kein Problem war. Es gab auch noch keine Einheitsgrößen, keine Markenflut. Wer den Laden betrat, wurde immer mit Namen begrüßt. Den neuesten Tratsch in der Nachbarschaft lieferten die Kunden gleich mit. Wenn das Geld mal knapp war, wurde bei Anna Bracht »angeschrieben« und die Schulden nach der nächsten Lohnzahlung ausgeglichen.

Anna Brachts Ehemann starb Anfang der 1930er Jahre völlig unerwartet. Da er nur wenige Jahre als Bergmann gearbeitet hatte, erhielt sie nur eine winzige Witwenrente. Doch ihr Verkaufsladen sicherte ihr und ihren inzwischen zwei Töchtern Wilma und Agatha, die Existenz. Ohne ihren Ehemann, der sie immer beim Einkauf unterstützt hatte, schufte sie jetzt allein. Gelegentlich unterstützt von ihren minderjährigen Töchtern. Dafür zahlte sie einen hohen Preis. Mitte der 1940er Jahre ging es auch mit ihrer Gesundheit rapide bergab. Und schon bald standen ihre beiden Töchter alleine da. Bei Annas Tod war Wilma Anfang 20 und Agatha nicht mal volljährig. Für die Schwestern



Der kleine Verkaufsladen im Jahr 1980.

war klar: Wir müssen das Lebenswerk unserer Mutter fortführen! Gemeinsam übernahmen sie den kleinen Verkaufsladen und die Menschen in der Siedlung waren ihnen für diese Entscheidung sehr dankbar.

1955 fassten sich die Schwestern ein Herz und ersetzten die Holzhütte durch einen massiven Steinbau. Während der Bauzeit verkauften sie die Waren in ihrer Wohnung an der Gartenstraße. Anfang 1956 war Eröffnung. Der mehr als doppelt so große neue Laden war unterkellert. Das führte zu einer erheblichen Verbesserung der bisherigen Situation. Denn der Keller diente als Lagerfläche, was vor allem Einkäufe auf Vorrat ermöglichte und die üblicher Weise sehr geringen Gewinnmargen leicht verbesserte.

Anfang der 1960er Jahre begann die Zeit der Konsume, später die der Discounter und Supermärkte. Sie boten eine große Markenvielfalt und ein vielfältigeres Sortiment an. Vor allem aber kauften sie in viel größeren Mengen ein. Das ermöglichte deutlich günstigere Einkaufspreise und führte in der Folge zu niedrigeren Verkaufspreisen. Wilma und Agatha Bracht konnten mit diesen Verkaufspreisen nicht konkurrieren. Ihnen war sehr bald klar, dass sie mit ihrem kleinen Verkaufsladen keine Zukunft mehr haben würden. Zum Jahresende 1982 gaben sie ihr Geschäft endgültig auf.

Inzwischen hatte die »Deutsche Annington« (heute Vonovia) die Teutoburgia-Sied-

lung als Eigentümer übernommen. Als die Schwestern Bracht den Grundstücks-pachtvertrag ihrer Mutter von 1923 kündigen wollten, erlebten sie eine böse Überraschung: Die Vermieterin bestand darauf, dass das Gebäude abgerissen und das Grundstück ohne Gebäude zurückgegeben werden müsse. So stand es ja auch im Vertrag. Wegen des betonierten Kellers waren die Abbruchkosten aber immens hoch. Geld, das die Schwestern nicht hatten. Deshalb zogen sie die Kündigung zurück und baten den Vermieter, den Pachtvertrag um ein Untervermietungsrecht zu erweitern. Die Idee war, das Ladenlokal unterzuvermieten und die monatlichen Mieten anzusparen. Später sollten damit die Abrisskos-





Der Verkaufsladen heute als Bürgerbüro der Bürgerinitiative Teutoburgia.



Ein Teil des Sortiments.

ten bezahlt werden.

Der Holthäuser Getränkehändler Humpert griff sofort zu und richtete einen Getränkemarkt ein. Anfangs funktionierte der sehr gut. Aber durch die Eröffnung von viel größeren und günstigeren Getränkemärkten in der Umgebung, musste auch er schließlich aufgeben. Zweimal noch fanden die Schwestern für jeweils kurze Zeiträume neue Mieter. Diese versuchten den Laden als Kiosk zu betreiben und boten insbesondere Spirituosen, Tabakwaren und Süßwaren an. Doch die Bewohner der Siedlung nahmen den Kiosk nicht an.

Und so blieb den Schwestern Wilma und Agatha Bracht Anfang 1993, genau 70 Jahre nach Eröffnung des Verkaufsladens durch ihre Mutter, nichts anderes übrig, als einen Schlussstrich zu ziehen. Sie beantragten beim Bauamt der Stadt Herne eine Abbruchgenehmigung für ihr Ladenlokal. Und erlebten erneut eine Überraschung. Der Antrag wurde abgelehnt. Inzwischen hatte nämlich der Rat der Stadt Herne die gesamte Teutoburgia-Siedlung, einschließlich der kleinen Verkaufshalle, unter Denkmalschutz gestellt. Sehr zur Freude der Schwestern war ein Gebäudeabriss nun nicht mehr möglich. Sie kündigten die angepachtete Fläche und der Vermieterin blieb nichts anderes übrig, als diese zu akzeptieren. Für das kleine Gebäude erhielten sie sogar noch einen kleinen Verkaufserlös.

Seit 2012 wird der Laden nun von der »Bürgerinitiative Teutoburgia« als Bürgerbüro genutzt. Das inzwischen fast 70 Jahre alte Gebäude dient auf diese Weise und an diesem Standort, mehr als 100 Jahre nach Eröffnung des kleinen Verkaufsladens, den Menschen in der Siedlung immer noch als Treffpunkt.



Karl-Heinz Abraham

Der vergessene Sohn Holsterhausens: Stanislaw Mikolajczyk



Stanislaw Mikolajczyk 1946

Vom Bergarbeiter- sohn zum polni- schen Ministerprä- sidenten

In den verwinkelten Straßen von Holsterhausen, einem Stadtteil des einstigen Wanne-Eickel; heute ein Teil von Herne, gibt es kaum noch jemand, der sich an Stanislaw Mikolajczyk erinnert. Dabei begann die ungewöhnliche Karriere dieses Mannes, der später zu einem der bedeutendsten Politiker Polens im 20. Jahrhundert avancierte, genau hier, in einem

bescheidenen Haus an der heutigen Beckumer Straße. Es ist eine Geschichte von Träumen, von Kampf, von Exil und schließlich von Vergessen – bis Wolfgang Viehweger, ein passionierter Heimatforscher, Mikolajczyks Lebensweg in seinem Buch »*Sie kamen als Fremde ...: Zur Geschichte der polnischen Migration im Ruhrgebiet*« (2002 erschienen) akribisch nachzeichnete und damit Licht in das Dunkel um diesen außergewöhnlichen Mann brachte.

Die Geschichte von Stanislaw Mikolajczyk beginnt im Jahr 1901. Sein Vater, ein Pole aus der Gegend von Posen, hatte sich, wie viele seiner Landsleute im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, auf den Weg ins Ruhrgebiet gemacht. Die Industrialisierung zog Tausende von Arbeitskräften an. Die prosperierenden Zechen des Reviers boten Lohn und Brot. Mikolajczyk senior fand Arbeit auf der Zeche »Julia« in Herne, einem der damals größten und wichtigsten Bergwerke der Region. Die Familie ließ sich in Holsterhausen nieder, wo sie eine kleine Wohnung bezog. Die Beckumer Straße, damals noch nicht so benannt, war Teil eines sich rasch entwickelnden Arbeiterviertels, in dem Menschen aus allen Ecken Europas zusammenkamen, um am wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands teilzuhaben.

Doch das Leben im Ruhrgebiet war für die polnischen Migranten nicht immer einfach. Sie wurden oft als »Fremde« betrachtet, was nicht selten zu Spannungen führte. Wolfgang Viehweger beschreibt in seinem Buch die ambivalente Situation der polnischen Einwanderer: Ei-

nerseits waren sie dringend benötigte Arbeitskräfte. Andererseits blieben sie Bürger zweiter Klasse, die sich zwischen ihrer alten Heimat und der neuen Umgebung hin und her gerissen fühlten. Diese Zerrissenheit spiegelt sich auch im Leben von Stanislaw Mikolajczyk wider.

Bereits im Alter von zehn Jahren, 1911, kehrte die Familie Mikolajczyk überraschend nach Polen zurück. Die Gründe dafür bleiben im Dunkeln, aber es ist anzunehmen, dass die Sehnsucht nach der Heimat und die politischen Spannungen im Deutschen Kaiserreich eine Rolle spielten. Die Polen im Ruhrgebiet lebten in einer Art »nationaler Diaspora«. Sie pflegten ihre Traditionen, sprachen Polnisch und unterhielten enge Verbindungen in die alte Heimat. Dennoch waren sie tief in das wirtschaftliche Gefüge des Ruhrgebiets integriert. Für Stanislaw, der seine frühesten Jahre in Holsterhausen verbracht hatte, muss der Abschied schwer gewesen sein. Er ließ hinter sich, was für viele Migranten die »zweite Heimat« bedeutete: Die Straßen, die Zechen und die Menschen, mit denen sein Vater gearbeitet hatte.

Zurück in Polen, wuchs Stanislaw Mikolajczyk auf dem elterlichen Hof auf, besuchte die Schule und begann danach eine Lehre in einer Zuckerrübenfabrik. Es war eine unruhige Zeit: Europa stand am Rande großer Umwälzungen. Der Erste Weltkrieg war gerade vorüber, und die junge Zweite Polnische Republik kämpfte um ihre Existenz. Der polnisch-sowjetische Krieg 1919/1920 brachte das Land an den Rand des Abgrunds. Der junge Mikolajczyk, der trotz seiner Herkunft aus dem Ruhrgebiet tief mit polnischer Kultur und nationalem Bewusstsein verwurzelt war, schloss sich einer patriotischen Organisation an. Als der Krieg ausbrach, griff er zur Waffe und kämpfte in der Nähe von Warschau, wo er verwundet wurde.

Diese Erfahrung prägte ihn nachhaltig. Mikolajczyk kehrte zum Hof seiner Eltern zurück. Doch der Friede währte nicht lange. Er begann, sich politisch zu engagieren und trat 1921 der *Polnischen Bauernpartei (PSL - Polskie Stronnictwo Ludowe)* bei. Die Bauernpartei vertrat die Interessen der ländlichen Bevölkerung, die unter den Folgen des Krieges und der wirtschaftlichen Instabilität litt. Mikolajczyk, mit seinem kämpferischen Geist und seiner rhetorischen Begabung, stieg rasch auf. Im zarten Alter von Anfang zwanzig wurde er als jüngster Abgeordneter des Landes, in das polnische Parlament, den Sejm, gewählt.

Die folgenden Jahre waren geprägt von Mikolajczyks unaufhaltsamem Aufstieg. Er wurde zu einer Schlüsselfigur der PSL und setzte sich vehement für Agrarreformen, soziale Gerechtigkeit und Demokratie ein. 1937 schließlich übernahm er den Vorsitz der Bauernpartei, die sich immer stärker gegen die autoritären Tendenzen in Polen stellte. Als am 1. September 1939 die deutschen Truppen in Polen einfielen und der Zweite Weltkrieg begann, befand sich Mikolajczyk auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn.

Doch der Krieg zerstörte alles. Mikolajczyk floh vor den Nationalsozialisten, schlug sich über Ungarn, Jugoslawien, Italien nach Frankreich durch, wo er sich der »Polnischen Exilregierung« anschloss. Diese Regierung, die sich in Paris konstituiert hatte, beanspruchte für sich, die legitime Vertretung Polens zu sein, solange das Land von Deutschland und der Sowjetunion besetzt war. Mikolajczyk übernahm wichtige Ämter: Er wurde stellvertretender Ministerpräsident und Innenminister. Als der damalige Ministerpräsident General Władysław Sikorski 1943 bei einem Flugzeugabsturz in Gibraltar ums Leben kam, trat Mikolajczyk dessen Nachfolge an; für ein Jahr, aber mit großer Wirkung.

Seine wichtigste Aufgabe war es, die Interessen Polens gegenüber den Alliierten zu vertreten. Insbesondere gegenüber der Sowjetunion, die längst ihre eigenen Pläne für Osteuropa verfolgte. Mikolajczyk kämpfte für ein freies, unabhängiges Polen. Doch die Weichen waren längst anders gestellt. Auf der *Teheraner Konferenz* (1943) und der *Konferenz von Jalta* (1945) wurde das Schicksal Polens besiegelt: Das Land fiel in die sowjetische Einflussphäre.

Nach Kriegsende, 1945, kehrte Mikolajczyk nach Polen zurück. Er hoffte, eine demokratische Entwicklung seines Landes mitgestalten zu können. Erneut übernahm er den Vorsitz der Bauernpartei und wurde stellvertretender Ministerpräsident sowie Landwirtschaftsminister in der neuen Regierung. Doch die Illusion währte nicht lange. Stalinisierung und kommunistische Machtübernahme setzten dem ein jähes Ende. 1947 sah Mikolajczyk keine andere Wahl, als Polen abermals zu verlassen. Der Stalinismus blühte auf, und er wusste, dass er als Vertreter der demokratischen Opposition zum Tode verurteilt war.

Diesmal führte sein Weg nach *Washington, D.C.*, in die Hauptstadt der neuen Weltmacht USA. Mikolajczyk fand Zuflucht und eine neue Aufgabe: Er wurde zum Präsidenten der *Internationalen Bauernunion* gewählt, einer Organisati-

on, die sich weltweit für die Rechte von Bauern und ländlichen Gemeinschaften einsetzte. In den Vereinigten Staaten lebte er im Exil. Er beobachtete die Entwicklungen in seiner Heimat mit Sorge und schrieb seine Memoiren »*The Rape of Poland - The Pattern of Soviet Aggression*« (Der Raub von Polen: Das Muster der sowjetischen Aggression. 1948), in denen er die sowjetische Okkupation Polens anprangerte.

Stanislaw Mikolajczyk starb 1966, im Alter von 65 Jahren, in Washington. Sein Tod war ein stiller, weit entfernt von der Heimat, für die er so viel gekämpft hatte. Doch sein letzter Weg führte ihn zurück nach Polen. Erst Jahre nach seinem Tod, 1981, wurde er in *Posen*, der Stadt seiner Väter, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt.

Wolfgang Viehweger gebührt das Verdienst, Stanislaw Mikolajczyks bewegtes Leben wieder ans Licht geholt zu haben. In seinem Buch »*Sie kamen als Fremde...*« schildert Viehweger nicht nur Mikolajczyks Werdegang, sondern bettet ihn in die umfassende Geschichte der polnischen Migration ins Ruhrgebiet ein. Er zeigt auf, wie tief die Spuren dieser Migration in die deutsche Geschichte reichen. Wie Menschen, wie Mikolajczyk, zwischen den Kulturen standen. Wie sie Identität formten und wie sie schließlich zu Akteuren der Geschichte wurden.

Viehwegers Werk ist mehr als eine Biografie. Es ist ein Zeitgemälde, das die oft übersehene Geschichte der polnischen Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet erzählt - Menschen, die kamen, arbeiteten, kämpften und träumten. Mikolajczyks Geschichte ist ein Beispiel dafür, dass Heimat nicht nur ein geografischer Ort ist, sondern ein Zustand der Seele. Geboren im Ruhrgebiet, verwurzelt in Polen und gestorben im Exil, blieb er immer ein Kind zweier Welten - und gerade deshalb ein großer Pole.

Heute erinnert in Holsterhausen fast nichts mehr an Stanislaw Mikolajczyk. Sein Geburtshaus an der Beckumer Straße existiert nicht mehr, die Zeche »Julia« ist Geschichte. Doch in den Archiven, in Büchern wie dem von Wolfgang Viehweger, lebt er weiter. Ein Mann, der die turbulenten Geschehnisse des 20. Jahrhunderts am eigenen Leib erfuhr und der uns heute mahnt, die Geschichten hinter den Namen nicht zu vergessen. Mikolajczyk ist ein Symbol für die unzähligen, namenlosen Migranten, die das Ruhrgebiet und Europa prägten - und deren Schicksale darauf warten, entdeckt zu werden.

Thorsten Schmidt

Eine heimatkundliche Wiederentdeckung

Vergessene Persönlichkeit trifft Industriekultur: Wer war der »Bauherr« hinter Elpes Hof?

Die Ernststraße in Elpes Hof trägt den Namen eines fast vergessenen Pioniers: Ernst Hartmann, Leiter der Bauabteilung der Zeche Friedrich der Große. Doch wer war dieser Mann, dessen Name heute vor allem auf Straßenschildern steht? Der Artikel taucht ein ins Leben des Architekten, der nicht nur Wohnviertel prägte, sondern auch als Heimatforscher die bäuerliche Kultur der Region – mit einer kontroversen, bis heute diskutierten Dissertation – dokumentierte.

Hartmanns Werdegang spiegelt das wilde Zeitalter der Industrialisierung wider: Von der Baustellen-Ausbildung über Kriegserfahrungen bis hin zu bahnbrechenden Bauten wie dem »Bullenkloster«. Seine Studie zu den Herner Bauernhäusern, voller Fotografien und Grundrisse, ist heute eine unschätzbare Quelle. Doch sie trug Spuren ideologischer Einflüsse.

Lassen Sie sich mitnehmen auf eine Reise durch Geschichte, Architektur und die Suche nach dem vergessenen Menschen hinter dem Straßennamen.

Bei unseren Recherchen zur Ernststraße, im älteren Teil des heutigen Wohngebiets Elpes Hof, stießen wir auf einen bislang fast vergessenen Namen: Ernst Hartmann. Von 1915 bis 1932 leitete er die Bauabteilung der Zeche Friedrich der Große. Nach ihm wurde die Straße benannt.

In jener Zeit war es durchaus üblich, Straßen nach noch lebenden Persönlichkeiten zu benennen. Vor allem einflussreiche Persönlichkeiten erhielten auf diese Weise ein Stück bleibender Erinnerung; so auch Ernst Hartmann, spätestens im Jahr 1928.

Die Ernststraße gehört zur Bergarbeitersiedlung der Zeche Friedrich der Große. Diese Siedlung wurde in zwei Bauphasen errichtet: Zwischen 1916 und 1921 sowie erneut nach 1933. Mehrere Straßennamen in diesem Viertel erinnern an Repräsentanten und Führungspersonlichkeiten der Zeche.

Ein kurzer Einschub zum Thema: Die Ingeborgstraße, benannt im Jahr 1960 nach Ingeborg Oellrich (seit 1941 verheiratete Flottmann), war eine der letzten Straßen in Herne, die nach einer noch lebenden Person benannt wurde. Seit ihrem Tod mit 103 Jahren, am 29. März 2024, tragen nun alle Herner Straßen ausschließlich Namen verstorbener Persönlichkeiten.

Leben und Werdegang

Ernst Hartmann wurde am 13. Juli 1877 in Kettwig; heute ein Stadtteil von Essen, geboren. Sein Vater, Wilhelm Hartmann, war dort Kommunalbeamter. Nach dem Besuch der Volksschule und einer höheren Knabenschule absol-

vierte Hartmann eine dreijährige praktische Ausbildung auf Baustellen und in Architekturbüros, mit dem klaren Ziel, Architekt zu werden. Dieses Ziel erforderte Mut, Ausdauer und Zeit, doch Hartmann ließ sich nicht beirren.

1895 wechselte er an die Baugewerbeschule in Holzminden, die er 1896 mit dem Reifezeugnis verließ. Es folgten erste berufliche Stationen in verschiedenen Architekturbüros sowie bei den Bauämtern in Recklinghausen und Essen. Um sich weiterzuqualifizieren, besuchte er die Kunstgewerbeschule in Barmen und legte anschließend die Einjährigen-Freiwilligen-Prüfung, an der Oberrealschule Bielefeld, ab. Diese Qualifikation verkürzte seinen Militärdienst, den er beim Eisenbahner-Regiment Nr. 2, in Berlin-Schöneberg, ableistete.

Hartmann bildete sich kontinuierlich weiter; im Selbststudium ebenso wie an Schulen. So bestand er 1911 das Abitur an der Humboldt-Oberrealschule in Essen. Im Alter von 34 Jahren nahm er schließlich ein Architekturstudium in Berlin und Aachen auf, das er 1914 mit dem Diplom abschloss.

Karriere und Wirken

Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Hartmann dem Festungseisenbahnbau-Kommando in Metz zugewiesen. Eine schwere Erkrankung führte jedoch zur Rückstellung. Nach seiner Genesung übernahm er die Bauleitung des neuen Rathauses in Witten – ein Projekt, das kriegsbedingt erst später vollendet wurde.

1915 wechselte Hartmann schließlich zur Bauabteilung der Zeche Friedrich der Große; der

Beginn einer prägenden Phase seines Berufslebens. Er stieg rasch auf und entwickelte sich zum zentralen Baumeister der Zechen.

Sein erstes bedeutendes Projekt war das Ledigenheim, später als »Bullenkloster« bekannt, an der heutigen Horsthauser Straße. Das imposante Gebäude wurde am 22. Februar 1920 feierlich eröffnet.

Der Höhepunkt seiner Karriere war jedoch die Promotion zum Dr.-Ing. im Jahr 1921, an der Technischen Hochschule Aachen. Seine Dissertation widmete sich einem Thema aus seiner unmittelbaren Lebens- und Arbeitswelt:

»Das Bauernhaus und sein Hausrat im Stadtkreise Herne und dessen Grenzgebiet« – ein wertvolles kulturhistorisches Werk, das bis heute von Bedeutung ist.

Seine Forschung zum Herner Bauernhaus

In seiner Dissertation dokumentierte Hartmann, die vom Industriezeitalter bedrohte bäuerliche Kultur der Region. Er analysierte:

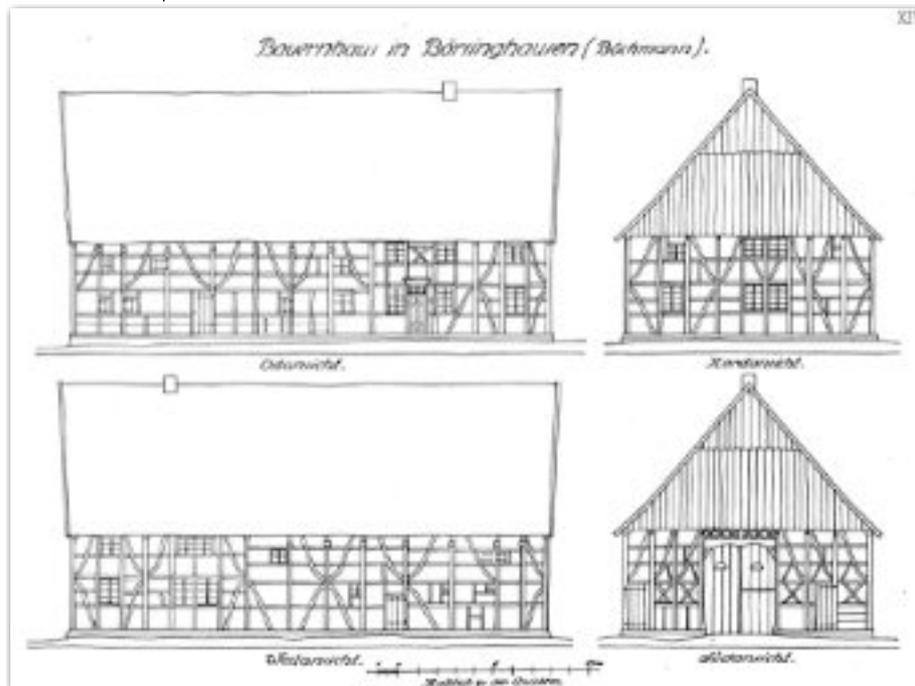
- *Geografische und historische Zusammenhänge,*
- *Traditionelle Bauweisen, Schmuckelemente und Raumaufteilungen,*
- *Den Einfluss der Industrialisierung auf die Höfe.*

Besonders wertvoll sind die 49 Abbildungen von Hausrat sowie Grundrisse, Schnittzeichnungen und besonders die Fotografien der Höfe. Diese Aufnahmen – heute digitalisiert und gemeinfrei verfügbar (unter anderem in der Staatsbibliothek Berlin) – sind für Heimatforscher eine unschätzbare Quelle.

Einzige Kritik an seinem Werk ist heute: Das Hartmann stark vom Völkischen Gedankengut beeinflusst war, so dass er Zeichen sah, die nicht der Überlieferung und der bäuerlichen Tradition standen und stehen. So sind für ihn Runen an den Häusern aufzufinden, wo es keine gab.

Hartmanns Fazit: Das typische »alte Sachsenhaus« vereinte alle Wirtschaftsbereiche unter einem Dach. Er plädierte für den Erhalt der ursprünglichen Raumstrukturen, etwa durch Glaswände statt fester Trennwände zwischen Küche und Diele.

Beispielhaft zeigt sich seine Arbeit am existierenden und bekannten **Hof Böckmann**, des-



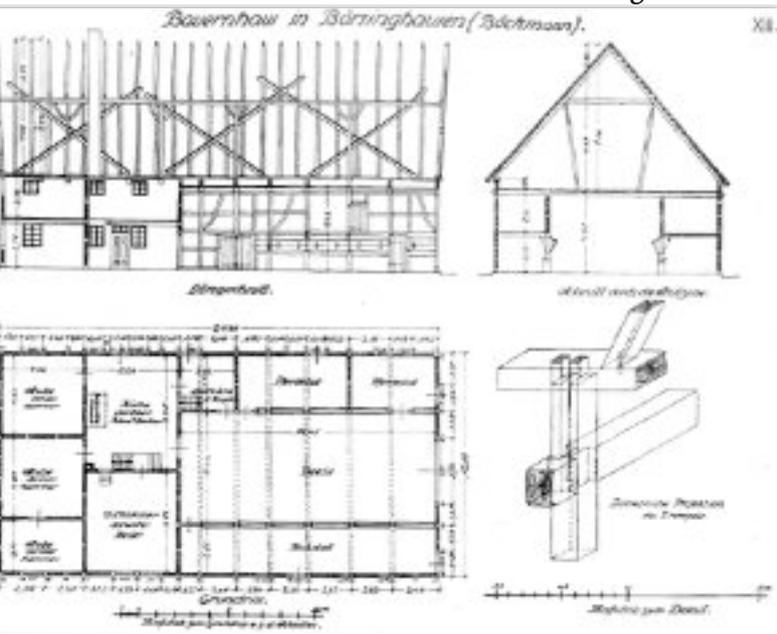
sen Dokumentation bis heute lebendige Einblicke in die Vergangenheit Hernes bietet.

»Das auf Blatt XIII und XIV dargestellte Bauernhaus Böckmann in Börsinghausen zählt zu dem 2ten Haustyp. Es stammt aus dem Jahre 1773. Die Deele ist nach Osten orientiert. Beiderseits der geräumigen Deele liegen die Stallungen, und zwar auf der rechten Seite die Pferde­ställe mit der oberhalb und am Deelentorgiebel liegenden Knechtkammer, zu der man von der Deele aus durch Leitern gelangt, und weiterhin die an die Küche anstoßende Waschküche mit der darüber liegenden, von der Küche aus zugänglichen Mägdekammer. Auf der gegenüber liegenden Seite befinden sich die Kuhställe. An die den inneren Abschluss der Diele bildende Scherwand schließt sich in der Wohnzone die Küche an, die durch eine zweiteilige Tür mit der Deele verbunden ist. In früheren Zeiten brannte dort das offene Herdfeuer. In dem Küchentrakt liegt zudem noch eine Aufkammer mit darunter befindlichem Kellerraum. Beide Räume sind von der Küche aus zugänglich. Zwischen Küchentrakt und Westgiebel liegen 3 Wohnzwecken dienende Stuben. Der oberste Boden der Wohnzone ist etwa 50 cm höher, als der Boden des Wirtschaftsteiles. Daher erklärt es sich, dass das Dach sich im letzteren Trakt auf einem niedrigen Drempel aufbaut.¹

Der Binderbalken ruht hier mit seinem Ende in der Scheere eines senkrechten Wandpfostens, wobei er noch etwa 20 - 25 cm über die Außen-

¹ [https://wiki.hv-her-wan.de/Das_Bauernhaus_und_sein_Hausrat_\(Hartmann_1921\)_Böckmann](https://wiki.hv-her-wan.de/Das_Bauernhaus_und_sein_Hausrat_(Hartmann_1921)_Böckmann)

fläche der Wand hinausragt, um auf diese Weise ein Ausweichen des Pfostens unmöglich zu machen. Auf dem Pfosten liegt die durchlaufende Fußpfette, in die hinein die Pfosten gezapft sind. Die Sparren liegen am Fußende mit ihrer vollen Schnittfläche auf der Schwelle und sind durch Dollen gegen das Ausweichen gesichert. Eine Dreieckverstrebung, wie sie in Abbildung XLVI-1/2 dargestellt ist, findet sich hier nicht. Der Horizontalschub der Sparren muß vielmehr von den Pfosten aufgenommen werden, die hierdurch eine Beanspruchung auf Biegung erfahren. Der zwischen Oberkante des Bundbalkens und der Unterkante der Fußschwelle frei bleibende Schlitz in den Pfosten dient zur Lüftung des Dachbodens. Wie bei dem eben beschriebenen Hause, so sind auch bei diesem die Wände in Eichenfachwerk mit Lehmausstakung ausgeführt. Auf einer durchlaufenden, auf einem etwa 50 cm starken Bruchsteinmauerwerk aufliegenden Schwelle stehen die Pfosten, die an den Giebelseiten mit ihrem oberen Ende in einen in Höhe der Balken liegenden Rähm eingezapft sind, während sie an den Längsseiten in der durchlaufenden Fußschwelle endigen.«



»Das auf diese Weise gebildete Gefüge ist durch Riegel und geschwungene Streben in kleinere Felder aufgelöst. Letztere nehmen, was für unsere Gegend besonders charakteristisch ist, in Höhe der Balkenlage des Erdgeschosses ihren Ausgang und gehen von hier aus, nach Art der Andreaskreuze, sowohl nach der Fußpfette, als auch nach der Fußschwelle. Die Erdgeschossbalken sind in die Wandpfosten eingezapft. Auf ihnen liegt der 1½" starke, mit Nut und Feder gearbeitete, eichene Fußboden. Die Dachbalken sind sämtlich durchlaufend angeordnet. Der auf ihnen liegende Fußboden ist ohne Verbindung stumpf gegeneinander verlegt. Die Stärke der Pfosten schwankt zwischen 13/15 cm und 19/23



Hof Schumacher in Baukau

cm. In den Wohnräumen sind sie mit den Wandflächen bündig angeordnet. In der Stallzone hat man auf glatte Innenseite der Wände keinerlei Wert gelegt. Dort springen die stärkeren Pfosten bis zu 5 cm vor. Das Dach ist unter 48° gegen die Horizontale geneigt. Die Unterstützung der Sparren erfolgt am Fußende durch die Fußschwelle, in etwa 2/3 der Höhe, durch eingezapfte Hahnenbalken und am First durch Überblattung. Die Mittelpfette, die, durch schräggehende Pfosten gestützt, sich stumpf gegen die Sparren lehnt, ist, wie im eben angeführten Falle, spätere Zutat. In Längsrichtung wurde das Sparrenfeld durch Windrispen verstrebt.«

Als weiteres Beispiel diene eine Abbildung des heute unter Denkmalschutz stehenden Hof Schumacher in Baukau.

Ernst Hartmann wohnte während seiner Dienstzeit in einer offiziellen Dienstwohnung an der Roonstraße 27. In den Jahren 1926/27 ließ er ein eigenes Haus an der Goethestraße 59 errichten – gedacht für sich und seine Familie. Doch zum Einzug kam es nie. Stattdessen verkaufte er das Gebäude an den Kaufmann Oskar Schiffmann.

1929 wohnte er, zusammen mit seiner Tochter Milli Hartmann, weiterhin auf der Roonstraße. Diese heiratete 1930 Kurt Tripke in Essen.

Nach seiner Pensionierung, am 31. Juli 1932, zog Hartmann zurück in seine Heimat, wo er am 9. August 1940 verstarb.

Allein seine herausragende Doktorarbeit wäre Grund genug, eine Straße nach ihm zu benennen.



Andreas Janik

Kinder- und Jugendzeit beim Verein SuS Reichsbahn Herne

Von der Asche zum Abenteuer – eine Kindheit im Zeichen des Fußballs, beim SuS Reichsbahn Herne. Entdecke die Erinnerungen eines Mitglieds, das 1953 seine Karriere auf dem schwarzen Ascheplatz begann. Ohne Elterntaxi, mit Fahrrad und Teamgeist, erlebte er Siege, Niederlagen und das legendäre »Stiefelsaufen« im Vereinslokal. Eine Zeitreise in eine Ära, in der Regen, Schnee und Eis keine Ausreden kannten und der Ball immer rollte – selbst auf umgepflügten Ackern!

Meine Mitgliedschaft im Verein begann laut Mitgliedsausweis am 01. Juni 1953. Initiator zum Beitritt war wohl mein Bruder Manfred, der erst in einer Jugendmannschaft, dann später aber bei den 1. Herren Fußball spielte. Wir Kinder spielten in der Regel am Samstag, während die Jugend und die Herren dann sonntags ihre Spiele austrugen. Gespielt wurde in der ersten Kreisklasse des Fussballverbundes Herne/Wanne-Eickel/Castrop-Rauxel. Das Trikot, in den Farben Blau und Schwarz, stellte der Verein, die Hose und die Stutzen musste jedes Mitglied selbst kaufen. Unser Hausplatz war die Anlage neben der »Hippenwiese«, den die Reichsbahner in Eigenregie anlegten. Wie alle Fußballplätze in der Region, war der Belag die Schwarze Asche. Anfang der 1950er Jahre wurde auch das Problem des Umkleidens gelöst, da die Stadt Herne einen Neubau in Auftrag gab, der genügend Kabinen aufwies. Es wurden damals die neuesten Sanitäranlagen verbaut mit fließend Kalt- und Warmwasser.

Das Fahrrad gehörte damals zu einem unbedingten »Muss«, denn eine Begleitung durch die Eltern (Elterntaxi) gab es damals nicht. Die Auswärtsspiele wurden in den Nachbargemeinden ausgetragen. Wer kein eigenes Rad hatte, saß dann bei einem Kumpel auf der Querstange oder auf dem Gepäckträger. Gespielt wurde zu allen Jahreszeiten und Wetterbedingungen. Wegen Regen, Schnee und Eis wurde kein Spiel abgesagt. Mancher Platz glich einem »umgepflügten Acker«. An einem Wochentag war unser Trainingstag. Leider hatten wir so gut wie keinen Übungsleiter und so spielte der ganze »Hau-

fen« wie er ein Fußballspiel verstand, nämlich alle liefen ungeordnet dem Ball hinterher. Bei meiner Mannschaft machte sich das besonders bemerkbar, denn wir wurden in jedem Spiel

»geschruppt«; manchmal auch zweistellig. Mit Häme und sehr überheblich verabschiedeten sich die gegnerischen Jungen nach dem Spielende von uns. Wir ließen uns dadurch nicht entmutigen und blieben weiterhin am Ball. Mit dem 14. Lebensjahr wechselte ich in eine Jugendmannschaft und vier Jahre später durfte ich bei den zweiten Herren des SuS mitkicken. Nach den Spielen trafen wir uns im Vereinslokal »Kanonengarten«, wo in geselliger Runde das »Stiefelsaufen«, bis in die Abendstunden gepflegt wurde. Fazit: So mancher Spieler verließ dann recht »blau«, wie es damals das geflügelte Wort war, den Kanonengarten. Im Jahr 1962 ging meine Fußballkarriere zu Ende, da ich beruflich nach West-Berlin wechselte und ich mich dort keinem Verein anschloss. Erst zwanzig Jahre später; ich lebte und arbeitete in Hannover, bekam ich wieder Lust am Mannschaftssport. Allerdings nicht im Fußball, sondern ich kam als »Quereinsteiger« zum Feld- und Hallenhockey. Über dreißig Jahre lief ich mit dem Krummstock der weißen Kugel hinterher, bis mich dann eine schwere Knieverletzung zur Aufgabe zwang.



Tour nach Holland mit dem SuS.



Wolfram Ninka



Garthmannscher Saal, 1920er Jahre.

Pionierarbeit für den Film: Das erste Kommunale Kino Deutschlands in Eickel

Lange bevor Frankfurt sein berühmtes Kommunales Kino eröffnete, setzte ein kleiner Ort im Ruhrgebiet Maßstäbe: Am 1. Dezember 1912 entstand im Garthmannschen Saal am Eickeler Markt das erste kommunale Kino Deutschlands. Amtmann Karl Berkermann erkannte früh das Potenzial des Films nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Volksbildung. Seine Vision eines moralisch anspruchsvollen Filmprogramms war ihrer Zeit weit voraus – und legte den Grundstein für eine kulturelle Tradition, die bis heute fortbesteht.

Am 1. Dezember 1912 wurde in Eickel, einem Stadtteil des heutigen Herne, im Ruhrgebiet, ein Stück deutscher Kinogeschichte geschrieben. Im sogenannten Garthmannschen Saal, einer ehemaligen Dorfkneipe am Eickeler Markt, eröffnete das erste kommunale Kino Deutschlands – und das fast sechs Jahrzehnte vor der Eröffnung des weithin bekannten Kommunalen Kinos in Frankfurt. Dieses frühe Beispiel kommunaler Kulturarbeit zeigt, wie Film schon damals als Bildungsmedium genutzt wurde.

Die Anfänge: Ein Kino für die Volksbildung

Getrieben von der Vision des Eickeler Amtmanns Karl Berkermann, der in seiner Funktion als Film- und Jugendschutzexperte im Ruhrgebiet anerkannt war, wurde der Saal für 30.000 Mark erworben und für weitere 70.000 Mark zu einem Kino umgebaut. Berkermann erkannte das Potenzial des Mediums Film nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Volksbildung. Zur feierlichen Eröffnung wurde der moralisch ambitionierte Film »Mütter, verzaget nicht« gezeigt, gefördert von der »Hauptstelle für Mütter- und Säuglingsfürsorge, in Groß-Berlin«.

Das kommunale Kino war zunächst ein großer Erfolg: Täglich liefen von 16 bis 23 Uhr Filme in drei Vorstellungen. Doch bereits ab April 1913 wurde das Programm reduziert. Der Kinosaal diente zunehmend auch für Theateraufführungen, Vereinsversammlungen und offizielle Feiern wie den Kaisergeburtstag.



Eickeler Markt mit dem Eingang zum kommunalem Kino, linker Bildrand in der Mitte, undatiert.

Berkermanns Vision und der kulturelle Auftrag

Berkermann setzte sich nicht nur für die Etablierung des Kinos ein, sondern auch für ein reguliertes Filmangebot. Er plädierte für eine Lustbarkeitssteuer, um die Kinobetreiber zur Finanzierung der Gemeindekassen heranzuziehen. Zudem sorgte er dafür, dass das Filmprogramm strengen moralischen Maßstäben entsprach. Themen wie Marine, Sport und Militär wurden bevorzugt.

Interessant ist, dass bereits 1912 Experten des sogenannten »kinematografischen Instruktionkurses« in Eickel kontrovers darüber diskutierten, ob Filme wie »Schicksal eines Vaters« Kunst oder Kitsch seien. Diese Debatte zeigt, wie ernst die kulturelle Bedeutung des Films schon damals genommen wurde.

Das Ende und der Wandel zum kommerziellen Kino

Der Niedergang des kommunalen Kinos begann in den 1920er Jahren. Mit der fortschreitenden Kommerzialisierung wandelte sich der Saal in ein privates Lichtspielhaus, das unter dem Namen »Atrium« bis in die 1970er Jahre bestand. In dieser Zeit erlebte es, wie viele andere Kinos im Ruhrgebiet,

Höhen und Tiefen, bevor es schließlich dem großen Kinosterben zum Opfer fiel.

Ein Blick auf das Erbe

Das kommunale Kino in Eickel mag längst Geschichte sein, doch es bleibt ein frühes Beispiel für den Versuch, Film als Bildungs- und Kulturgut in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Karl Berkermann war seiner Zeit voraus: Er erkannte das transformative Potenzial des Films und legte den Grundstein für eine Tradition, die heute in vielen Städten Deutschlands lebendig ist.



Thorsten Schmidt

Kampf gegen das Vergessen - Erinnerungen aus zweiter Hand

Die letzten Zeitzeugen des Holocaust werden bald nicht mehr sprechen können. Der Verein ZWEITZEUGEN e. V. will die persönlichen Lebensgeschichten der Überlebenden bewahren, indem er junge Menschen dazu ausbildet, die Erzählungen weiterzutragen und Verantwortung für die Gegenwart zu übernehmen.

Wenn die letzten Überlebenden des Holocaust verstummen, droht die Erinnerung zu verblassen, das Grauen zu einer abstrakten Zahl zu werden. Ein Verein aus Essen stemmt sich mit einem klaren Konzept gegen dieses Vergessen: Er macht junge Menschen zu Zeugen der Zeitzeugen, zu sogenannten Zweitzeugen. Geleitet werden sie von einem Satz des Holocaust-Überlebenden Elie Wiesel: »Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden.«

Die Mission des Vereins ZWEITZEUGEN e. V. ist es, die oft traumatischen, aber auch mutigen (Über-)Lebensgeschichten zu dokumentieren und sie an nachfolgende Generationen weiterzugeben; gerade dann, wenn die Betroffenen es selbst nicht mehr können. Ziel ist es, Antisemitismus und jedweder Form von Diskriminierung entgegenzuwirken und eine offene, vielfältige Gesellschaft zu stärken, »die so etwas wie den Holocaust nicht mehr zulässt.«

Seinen Ursprung hat das Projekt in einer Reise vor etwas über zehn Jahren. Die damaligen Studentinnen Sarah Hüttenberend und Anna Damm reisten, im Rahmen eines selbst konzipierten Studienprojekts, nach Israel. Sie wollten von Holocaust-Überlebenden erfahren, wie diese es geschafft hatten, nach 1945 weiterzuleben. Sie trafen zehn Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, hörten ihnen zu, dokumentierten die teils erstmals erzählten Lebensgeschichten fotografisch und schriftlich.

»Ihnen war sofort klar: Diese Geschichten dürfen niemals vergessen werden!«, heißt es vom Verein. Tief berührt von den Begegnungen, die zu Freundschaften wurden, kehrten Hüttenberend und Damm nach Deutschland zurück, um fortan als »Zeuginnen der Zeitzeugen« zu wirken.

Was als studentische Initiative begann, fand schnell Unterstützer unter Dozenten und Freunden. In zehn Jahren entwickelte sich daraus der gemeinnützige Verein ZWEITZEUGEN e. V., der heute, neben hauptamtlichen Stellen auch auf die Unterstützung von über 100 Ehrenamtlichen baut. Die Zahl der geführten und do-

kumentierten Interviews mit Überlebenden ist inzwischen auf 37 gestiegen (Stand Mai 2025).

Herzstück der Arbeit ist das »Zweitzeugen-Konzept«. In analogen und digitalen Bildungsprojekten, Ausstellungen und Veranstaltungen soll vor allem Kindern und Jugendlichen ab zehn Jahren ein persönlicher, emotionaler Zugang zum Holocaust ermöglicht werden.

Die Wirkungsziele hat der Verein klar definiert und unterteilt sie in: »Herz, Kopf und Hand«.

Es geht darum, über die persönlichen Geschichten Empathie zu stärken (Herz), Wissen über die NS-Zeit sowie über historischen und aktuellen Antisemitismus und Rassismus zu vermitteln (Kopf) und die Teilnehmenden zum Handeln zu ermutigen (Hand).

Junge Menschen sollen für Vorurteile sensibilisiert, im Erkennen von Antisemitismus geschult und befähigt werden, die Geschichten weiterzutragen, selbst aktiv zu werden und gesellschaftliche Verantwortung für Demokratie und Vielfalt zu übernehmen. Es gehe darum, das Selbstbewusstsein zu stärken, »etwas verändern zu können«.

Die Plattform ist kein trockenes Geschichtsarchiv. Sie ist ein Ort der Emotionen. Ein Klick, eine Geschichte. Beispielsweise erlebte Henny Brenner als »Halbjüdin« unter dem NS-Regime Ausgrenzung, Zwangsarbeit und drohte 1945 deportiert zu werden. Durch den Luftangriff auf Dresden konnte sie jedoch mit ihrer Mutter fliehen und überlebte. Nach dem Krieg blieb sie in Deutschland, floh 1952 aus der DDR nach West-Berlin und ließ sich später in Weiden nieder. Gemeinsam mit ihrem Mann gründete sie dort eine jüdische Gemeinde. Trotz fortgesetztem Antisemitismus engagierte sie sich nach der Wiedervereinigung als Zeitzeugin gegen Vergessen und für Toleranz. 2001 veröffentlichte sie ihre Autobiografie »Das Lied ist aus. Ein jüdisches Schicksal in Dresden«.

Jeder Bericht ist ein Puzzle-Teil eines größeren Bildes – und doch unendlich persönlich.

Mehr unter:
<https://zweitzeugen.de>



Thorsten Schmidt



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich:

- per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- per Überweisung
- Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.
- Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift



Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>



Datenschutzsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Mitgliedsbeitrag: <https://hv-her-wan.de/kwr7>

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Berkeler Geschichten

Gartenfeste auf dem Berkel in früherer Zeit

Der Sommer war meistens immer ein richtiger Sommer. Mehrere Wochen an einem Stück war es warm und sonnig; anders als heute.

Man konnte ruhig ein Fest planen. Ganz selten wurde man enttäuscht.

Wir hatten zuhause ein großes Gartenhaus mit einem Kamin.

Meistens waren wir eine Gruppe von 12 bis 15 Personen. Wir tranken selbst gemachten Saft.

Höchstens zu einem Geburtstag wurde mal ein Gläschen Bowle gereicht. Wir hatten auch ohne Alkohol lustige Stunden.

Ein Akkordeonspieler war auch immer dabei. Es wurde viel getanzt.

Auch selbsterdachte Spiele brachten immer Freude. Beispielsweise wurden den Frauen die Augen verbunden und sie mussten bei den Männern die Waden befühlen und ihren eigenen Mann herausfinden.

Oder die Männer trugen Frauenhüte, die alle verwechselt waren. Auch hier mussten sie den Hut ihrer eigenen Frau finden.

Sehr kreativ: An einen Schirm wurden allerlei Teilchen angebunden. Zu jedem Teilchen wurde ein Lied gesungen.

Eine Teilnehmerin musste einen großen Topf Kartoffelsalat mitbringen.

Manchmal gab es auf dem Rost gebratene Würstchen.

Nachbarschaft wurde immer großgeschrieben.

In meiner Erinnerung war es eine schöne Zeit.

Auf dem Berkel sind einige Häuser hinzugekommen. Immer noch versuchen wir, guten Kontakt auch zu den Neulingen zu bekommen.

Die Berkeler sind eben ein Fölkchen besonderer Art.



Gerdi Kernbach-Tinnemann

Nimm Rücksicht auf Wartende Fasse dich kurz!

Die Stöpseldamen von Blankenstein



Johanna Sandmann, geb. Helkenberg

Das Telefonieren in der früheren Zeit war mit viel Aufwand verbunden und nicht so einfach, wie heute. Eine Tastatur oder sogar Spracherkennung am Handy oder Smartphone gab es noch nicht.

In den Anfängen der Telefonie gab es einen Kasten mit einer Kurbel und einem darin integrierten Mikrofon. An der Seite hing ein Kabel mit einem Ohrhörer. Den Kasten konnte man nicht einfach

mit sich herumtragen, denn er war meist fest an der Wand installiert. Dieser Kasten wurde nach kurzer Zeit schon kleiner, aber die Kurbel blieb vorerst. Der Ohrhörer und das Mikrofon wurden später in einem Griff zusammengelegt, man sprach dann vom Telefonhörer der mit einem Kabel mit dem Kasten verbunden war. Vom Kasten aus ging es über Leitungen weiter in einem Netzverbund, denn an einer Funkübertragung war noch gar nicht zu denken.

Wenn man nun telefonieren wollte, musste man zuerst die Kurbel drehen, um damit Strom zu erzeugen, damit man mit dem Fräulein vom Amt im nächsten Postamt / Telegraphenamt verbunden wurde.

Vom Amt kam dann die Ansage: »Hier Amt, was beliebt?« Dann konnte man den Ort und die Nummer sagen wohin telefoniert werden sollte.

Das Fräulein vom Amt, oder wie man sie auch im Volksmund »die Stöpseldame« nannte, stand an einem großen Vermittlungsschrank, um eine entsprechende Kabelverbindung herzustellen.

Später saßen die Damen an einem Schaltpult mit vielen Steckmöglichkeiten und steckten »stöpselten« dann die richtige Verbindung oder Leitung so ein, dass sie zum richtigen Ort gelangte.

Wenn man in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts telefonieren wollte brauchte man eben viel Zeit, damit die Verbindung zum gewünschten Gesprächspartner eingeleitet wurde. Das konnte durchaus mehrere Minuten dauern und bei Ferngesprächen gerne auch einmal eine halbe Stunde oder mehr.

Dann rief das Fräulein vom Amt zurück und es hieß dann: »Die Leitung steht, bitte sprechen Sie jetzt.«

Brach dann im Verlaufe des Gesprächs die Leitungsverbindung zusammen, dann wurde gerne gesagt: »Da steht jemand auf der Leitung.«

Dann musste man erneut versuchen, eine Verbindung herzustellen.

Johanna Sandmann, geborene Helkenberg (meine Oma), war bei der Post in Blankenstein beschäftigt und musste neben der Brief- und Postkartenzustellung auch den Schalterdienst bewerkstelligen. In Ausnahmefällen musste sie nebenan ins Telegra-





Schaltpult im Telefonmuseum in Bochum

phenamt und arbeitete dann auch als »Stöpseldame«.

Im Jahre 1909 kam Karl Thiel als Amtmann und erster Bürgermeister nach Blankenstein. In seiner Funktion musste er oft nach Arnberg und nach Berlin telefonieren

Er rief also das Fräulein vom Amt an, die sich dann meldete mit: »Hier Amt, was beliebt?«

Wenn er merkte, es war Johanna Sandmann, dann sagte er: »Hanni, stellen sie mir bitte eine Leitung nach Berlin zusammen.«

Das dauerte dann oft eine geraume Zeit, bis die Leitungen eingestöpselt waren und das Amt rief dann zurück: »Herr Amtmann Thiel, die Leitung steht.«

Später wurde die Wählscheibe erfunden und patentiert und einige Jahre danach, in der Kriegszeit, bekam auch die Amtsverwaltung in Blankenstein diese Neuerung und nur noch die weiten Ferngespräche wurden über das Telephonamt vermittelt.

Ab 1923 wurde das erste Telefonnetz in Deutschland mit Selbstwählferrndienst eingeweiht, und auch hier dauerte es noch einige Zeit, bis Amtmann Karl Thiel aus Blankenstein ohne Vermittlung zur Reichsregierung nach Berlin telefonieren konnte.

Das Zeitalter der »Stöpseldamen« war nun vorbei.



Henning Sandmann

Das Fräulein vom Amt

Es ist des Lebens Schicksal

es ist des Lebens Hohn,

ein Mädchen das nicht heiratet,

das geht zum Thelephon.

Und wem das schwere Los beschieden

und wer zum »Stöpseln« ist verdammt

der findet weder Ruh noch Frieden

und ruft im Grabe noch: »Hier Amt!«

Doch sei nicht traurig Mägdelein!

Denk nicht, es sei verfehlt dein Leben.

Nicht jede Traube wird zu Wein,

es muß auch noch Rosinen geben.

(1918)

Die Telefonkarte

Das Telefon stellt meines Erachtens – neben einem persönlichen Gespräch im klassischen Sinn – ein wichtiges Kommunikationsmittel zwischen Menschen dar.

Unser erstes Telefon war grün und es hatte noch eine Wählscheibe, an der alsbald ein Telefenschloss angebracht wurde, welches das Wählen mit der Telefonscheibe verhindern sollte, um die Telefonkosten in Grenzen zu halten. Dies ließ sich leicht umgehen, indem einfach heimlich der Western Stecker des abgeschlossenen Telefons gegen ein nicht abgeschlossenes Telefon ausgetauscht und nach dem Gespräch wieder der alte Zustand hergestellt wurde.

Dem grünen Wählscheiben Telefon folgte ein grünes Tastentelefon, welches mit einer Tastatursperre per Code gesperrt und auf selbigem Weg (wie oben) umgangen wurde. ... Stressfreier ließ es sich am Münzfernsprecher telefonieren, solange das eingeworfene Geld reichte.



Das Münztelefonieren war damals mit subjektiv empfundenen herben Verlusten verbunden, wenn die mitgeführten Münzen nicht für den Zeitbedarf eines Telefonates reichten, oder das Telefonat nicht so lang, wie eventuell geplant war und die nicht verbrauchten Einheiten beim Auflegen des Telefonhörers hörbar im Münzfach des Telefons verschwanden. Manchmal gab es auch mitdenkende Menschen, die den Telefonhörer oben auf das Telefon legten und so die noch nicht verwendeten Einheiten für ein kurzes Telefonat reichten.

Als 1986 die Kartentelefone und auch die Telefonkarte in mein Leben traten, war ich sehr begeistert von dieser in meinen Augen nahezu bahnbrechenden Idee. Eine Telefonkarte konnte man von 5,00 DM bis 50,00 DM kaufen – zumindest habe ich keine Telefonkarte mit einem höheren Wert gesehen. Die damalige Telefonkarte war rechteckig und mit einem Chip versehen, auf dem der auf der Telefonkarte aufge-

druckte Wert als Guthaben enthalten war und abtelefoniert werden konnte. Soweit ich mich erinnere, war eine verbrauchte Telefonkarte nicht wieder aufladbar.



Anfangs war die Telefonkarte für mich nur Mittel zum Zweck: Kaufen, telefonieren, leere Karte wegwerfen. Doch dann änderte sich rasch etwas. Ähnlich, wie bei Briefmarken gab es zunehmend auch für mich interessante optische Gestaltungen auf einer Seite der Telefonkarte, während auf der anderen Seite meist funktionale Details angegeben wurden. Das brachte mich dazu, dass ich – neben dem Guthaben auch auf die Optik einer Telefonkarte achtete und das eine oder andere Exemplar sporadisch als Aufhebens wert erachtete. Rückblickend erinnert waren es gar nicht so viele Telefonkarten die zusammenkamen, wie Briefmarken, welche ich schon als Kind leidenschaftlich und überwiegend nach Tiermotiven, besonderem Aussehen und wegen meiner Verwandtschaft auch aus der damaligen DDR, sammelte.

Auch ich hatte mittlerweile ein grünes Tastentelefon mit Kabel zuhause und der Bedarf an einer Telefonkarte nahm ab, da ich doch lieber gemütlich zuhause telefonierte. Deshalb ist mir persönlich nicht konkret aufgefallen, ab wann es keine Telefonkarte mehr gab, ... aber plötzlich waren sie einfach weg!

... Und am 07.05.2025 waren sie plötzlich wieder da. Nicht als funktionierende Telefonkarten, sondern als Nachlass einer unbekanntenen Person, der irgendwie auf mich gewartet hat. ...

Beim Durchblättern der beiden Alben wurde mir klar, dass die damalige Telefonkarte - ähnlich, wie bei Briefmarken, ein Spiegel ihrer jeweiligen kultur-historischen Ereignisse war. Von Comic Figuren, Themen aus der Politik und Ereignissen im Sport, Kultur und Kunst sowie Appellen für besonnenes Verhalten im Straßenverkehr bis hin zu individueller Firmenwerbung als kleinpreisiges Kundengeschenk (6,00 DM), gab es eine große Vielfalt an unterschiedlich gestalteten Telefonkarten.



Anna-Maria Rawe



Werkzeuge der Bergleute aus der Ausstellung am Zechenhaus Herberholz, am Bergbauwanderweg Muttental.

»Gezähe« – Was soll das denn bitte sein?!

Wenn du zum ersten Mal das Wort Gezähe hörst, denkst du vielleicht an irgendeinen alten Dialekt oder ein Fantasiewort aus einem Mittelalter-Game. Klingt komisch, oder? Aber tatsächlich ist das ein ziemlich wichtiges Wort aus der Welt der Bergleute – also den Leuten, die früher (und auch heute noch) tief unter der Erde nach Kohle gegraben haben.

Gezähe war das persönliche Werkzeug eines Bergmanns. Und nein, das waren nicht einfach ein paar billige Tools aus dem Baumarkt. Jeder Kumpel hatte sein eigenes Set, das er heiliggehalten hat. Dazu gehörten Sachen wie:

Schlägel und Eisen – quasi Hammer und Meißel im Oldschool-Style. Damit wurde richtig hart im Stein gearbeitet.

Haue – so 'ne Art Hacke für härtere Brocken.

Grubenlampe – damals noch mit Karbid, heute unvorstellbar ohne Akku und LED.

Gezähkörbe – wo alles reingeschmissen wurde, damit nichts rumliegt.

Früher hatten die Kumpel sogar ihren eigenen Spind oder ein kleines Lager; die sogenannte Gezähkammer, wo sie das persönliche Werkzeug aufbewahrt haben. Da

durfte nicht jeder ran! Das war fast schon heilig. Wenn du dein Gezähe nicht gepflegt hast, warst du unten durch.

Mit der Zeit wurde das Ganze natürlich moderner: Presslufthammer, Hightech-Ausrüstung, Schutzhelme mit Licht und so weiter. Aber das Wort Gezähe ist, als Erinnerung an die harte Arbeit und den Zusammenhalt der Leute unter Tage, geblieben.

Heute findest du das alte Gezähe eher im Museum oder in alten Bergwerken, die man besichtigen kann. Aber wenn du das nächste Mal jemanden über »sein Gezähe« reden hörst, weißt du: Das ist nicht irgendein Kram – das ist ein Stück Geschichte. Und irgendwie auch ziemlich cool.



Emma Schubert



Familienfest im Schlosspark Strünkede am 25.05.2025 am Stand unseres Vereins (von links: Emma Schubert, Bärbel Bas, Dr. Frank Dudda, Marcus Schubert, Jenny Trzinski)

Stadtgeschichte neu erleben: Mit 360°-Videos ...

... und VR in die Vergangenheit von Herne und Wanne-Eickel eintauchen

Die Vergangenheit ist nicht verstaubt. Sie kann hautnah erlebt werden. Mit dem Projekt »Rundum historisch«, hat der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. einen innovativen Weg eingeschlagen, um die Stadtgeschichte von Herne und Wanne-Eickel auf völlig neue Weise zu erzählen. Im Zentrum stehen dabei 360°-Videos, die in Kombination mit einem Virtual-Reality-Headset: Eine digitale Brille kombiniert Optik, Elektronik und Software, um eine virtuelle Realität zu erzeugen, die den Benutzer optisch und oft auch akustisch (mit integrierten Kopfhörern) umhüllt. Ein beeindruckend realistisches Zeitreise-Erlebnis bieten, beziehungsweise auch ganz einfach mit dem Smartphone über YouTube abrufbar sind.

Geschichte trifft auf Technologie

Wer sich die Videos anschaut, steht plötzlich mitten im alten Herne. Die Technik erlaubt es, sich frei umzusehen – als wäre man selbst dabei gewesen. Mit einer Virtual-Reality-Brille wird das Erlebnis besonders intensiv: Kopfbewegungen verändern die Perspektive, und es entsteht der Eindruck, tat-

sächlich in der Stadt von damals zu stehen. Doch auch ohne Hightech-Brille sind die 360°-Aufnahmen ein Genuss. Mit dem Smartphone oder Tablet auf YouTube lassen sich die Videos einfach per Fingerwisch erkunden.

Geschichte für die nächste Generation

Gerade junge Menschen wachsen mit digitalen Medien auf. Warum also nicht auch Stadtgeschichte digital erleben? Die immersive Darstellung der Vergangenheit spricht eine Zielgruppe an, die mit klassischen Geschichtsbüchern nur schwer zu erreichen ist. Statt trockener Fakten bietet das Projekt einen emotionalen Zugang zur Historie – unterhaltsam, informativ und visuell beeindruckend.

Wir möchten mit »Rundum historisch« nicht nur Erinnerungen bewahren, sondern neues Interesse an der Geschichte wecken; insbesondere bei Schülerinnen und Schülern, Studierenden und jungen Erwachsenen. Der Zugang ist niedrigschwellig, die Technik weit verbreitet, das Erlebnis einzigartig.



Oben und unten: Besucher beim Familienfest im Schlosspark Strünkede.



Bildung und Unterhaltung vereint

Die Videos sind nicht nur ein unterhaltsames Erlebnis, sondern auch wertvolles Bildungsmaterial. Sie lassen sich hervorragend in den Unterricht integrieren; als Einstieg in lokale Geschichte oder als visuelle Ergänzung zu historischen Themen. Lehrerinnen und Lehrer erhalten damit ein modernes Werkzeug, um Geschichte lebendig zu vermitteln.

Ein Projekt mit Zukunft

Das Projekt wird laufend erweitert und bietet die Chance, noch viele weitere historische Orte in Herne und Wanne-Eickel zu entdecken; virtuell und interaktiv. »Rundum historisch« ist ein Paradebeispiel dafür, wie moderne Technik und kulturelles Erbe Hand in Hand gehen können. Und es beweist, dass Stadtgeschichte alles andere als langweilig ist, wenn man sie nur richtig erzählt.

Finanziell ermöglicht wurde dieses Projekt durch Mittel aus dem Programm »Herne-Mitte baut um«, wofür wir außerordentlich dankbar sind. Ohne diese Förderung wäre die Umsetzung in dieser Form nicht möglich gewesen.



Marcus Schubert

Neues aus dem Verein

Unser Archiv ist eröffnet!

Mit großer Freude können wir berichten: Seit Dezember 2024 ist unser Vereinsarchiv offiziell in Betrieb! Ein bedeutender Schritt für die Dokumentation und Bewahrung unserer lokalen Geschichte und ein echtes Gemeinschaftsprojekt.

Ein besonderer Meilenstein war der Zusammenschluss mit dem Pfarrarchiv der St. Dionysius Kirchengemeinde. Dadurch konnten viele wertvolle Dokumente unter einem Dach zusammengeführt werden. Dieses Dach befindet sich im ehemaligen Pfarrhaus der Herz Jesu Kirche, wo uns ein eigener Raum für das Archiv zur Verfügung gestellt wurde.

Der Transport der umfangreichen Archivmaterialien hat ganze 14 Tage in Anspruch genommen – eine logistische Herausforderung, die sich gelohnt hat. Dank intensiver Arbeit sind mittlerweile alle Archivalien in unserer Archivsoftware erfasst. Die Materialien können nicht nur über klassische Stichworte gefunden werden, sondern auch durch eine leistungsfähige Volltextsuche. Hierbei werden sogar Klappentexte oder Inhaltsverzeichnisse mittels OCR-Technologie (optische Texterkennung) erfasst und durchsuchbar gemacht.

Auch die Liste der vorhandenen Bücher, Zeitschriften, Kalender und digitalen Medien wird kontinuierlich aktualisiert. Sie ist sowohl auf unserer Homepage als auch im Wiki zur Herner Stadtgeschichte zugänglich. So bleibt das Archiv nicht nur analog, sondern auch digital lebendig.

Aufgrund des begrenzten Platzangebots ist der Aufbau unseres Archivs zwar etwas chaotisch, jedoch keineswegs unübersichtlich: Ein System zur Kennzeichnung der Stellplätze sorgt dafür, dass jede Archivalie schnell gefunden werden kann. Um den vorhandenen Raum optimal zu nutzen, haben wir mehrere Regale angeschafft. Die beiden vorhandenen Schränke sind bereits komplett gefüllt. Auch Möbelstücke aus dem ehemaligen City Center finden nun im Archiv eine sinnvolle Verwendung.

Alle Bilder und Gemälde, die dem Verein im Laufe der Zeit überlassen wurden, sind nun gut sichtbar an den Wänden unseres Archivs verteilt – ein kleiner Rundgang lohnt sich!

Gemeinschaftsarbeit trägt das Archiv

Herzstück unseres Archivs ist die engagierte Archivgruppe, die sich nach Möglichkeit zweimal im Monat trifft. Hier werden Neuzugänge gesichtet, geprüft, inhaltlich eingeordnet und schließlich ins Archivsystem aufgenommen. Durch diese kontinuierliche Zusammenarbeit wächst unser Archiv nicht nur, es bleibt auch aktuell und gut gepflegt.

Aktuell befindet sich der Aufbau eines eigenen Traueranzeigen-Archivs in vollem Gange. Dieses Projekt soll einen wertvollen Beitrag zur Erinnerungskultur und lokalen Familienforschung leisten. Wir freuen uns über jedes überlassene Exemplar, das diesen Bereich ergänzt.

Ein weiterer Schritt in Richtung Digitalisierung: Zwei alte VHS-Kassetten aus unserem Bestand wurden inzwischen erfolgreich digitalisiert. Damit sind auch diese historischen Aufnahmen dauerhaft gesichert und können perspektivisch besser zugänglich gemacht werden.

Wachsende Sammlung, wachsendes Interesse

Besonders stolz sind wir auf unsere stetig wachsende Sammlung. Wir erhalten mittlerweile regelmäßig Materialien, die unser Archiv bereichern. Dazu gehören unter anderem ein privates Archiv des Herner Männerchores 1869 e. V., der Nachlass eines Bergmanns von der Zeche »Friedrich der Große« sowie eine beeindruckende Sammlung historischer Kalender.

Wichtig zu wissen: Es handelt sich um eine Präsenzbibliothek. Eine Ausleihe ist daher nicht möglich. Interessierte Besucher sind herzlich eingeladen, vor Ort in die Geschichte einzutauchen.

Wir danken allen Helferinnen und Helfern, die den Aufbau dieses Archivs möglich gemacht haben. Wir freuen uns auf viele neue Entdeckungen und Begegnungen im Herzen unserer Vereinsgeschichte!



Thorsten Schmidt

Mitglieder stellen sich vor

Name: Barbara Rohde

Geboren bin ich in Gelsenkirchen. Als Einjährige sind meine Eltern mit mir nach Mühlheim an der Ruhr gezogen. Als mein Vater eine Stelle bei der Herner Herdfabrik angenommen hat, bin ich in meinem zehnten Lebensjahr nach Herne gekommen und bis auf wenige Jahre geblieben. Mein Arbeitsleben habe ich bei den Stadtwerken im kaufmännischen Bereich, begonnen. Ich war verheiratet und habe einen Sohn.



Hobbys:

Ich habe schon sehr früh, die Liebe zur Fotografie entdeckt. Bis heute verbringe ich gerne meine Zeit hinter dem Fotoapparat. In der Kirche fühle ich mich sehr wohl und ich engagiere mich seit 25 Jahren dort sehr viel.

Welche Funktion hast du im Verein?

Zwischendurch schreibe ich Artikel für den Boten und mache für den Verein Fotos bei Veranstaltungen.

Seit wann bist du im Verein?

Ich bin seit 2019 im Verein.

Warum bist du Mitglied geworden?

Alles was der Verein macht, interessiert mich, beispielsweise Stadtgeschichte und Vorträge.

Was interessiert dich am meisten im Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.?

Ganz salopp gesagt: Ich liebe alte Fotos aus Herne. Ich versuche möglichst viel bei den Treffen präsent zu sein und im persönlichen Austausch zu stehen.

Der Bote ist klasse, ich freue mich sehr auf jede neue Ausgabe.

Eine persönliche Geschichte aus der Zeit der »Gastarbeiter«



5. April 1970. Erstkommunionfeier von meinem jüngsten Bruder Thomas. Giuseppe und ich spülen Geschirr.

Beim Gedenken an Gerd E. Schug an der Coronalinde stieß ein altes Stichwort auf: »Gastarbeiter«. Es entfachte bei Barbara Rohde eine Reise durch die Erinnerungen der 1960er Jahre – eine Zeit, in der ihr Leben und das ihres italienischen Nachbarn, Giuseppe, sich kreuzten. In Herne, im Schatten der Mulvanystraße, entstand eine ungewöhnliche Freundschaft zwischen einer jungen Deutschen und einem fleißigen italienischen Arbeiter, der in Deutschland Geld verdienen wollte. Giuseppes konservative Werte, sein weißer VW-Käfer »Matilde«, ausgelassene Familienbesuche in Bivio Palomonte sowie der leise Kampf um Freiheit und Identität prägten ihre Jugend. Doch was bleibt vom Traum, den Giuseppe als Heirat sah, wenn sie heute zurückblickt? Eine Lebensgeschichte, die Migration, Kulturclash sowie die Suche nach der eigenen Geschichte verbindet und zeigt, wie der Zauber Italiens auch Jahrzehnte später noch lebt.

Beim Treffen zum Gedenken an unseren verstorbenen Ehrenvorsitzenden, Gerd E. Schug, an seinem Geburtstag am 16. Mai, an der Coronalinde, bei herrlichem Sonnenschein, haben wir uns lange aufgehalten. Es

gab viel zu erzählen. Natürlich insbesondere über Themen »von früher«! Dabei wurde das Stichwort »Gastarbeiter« erwähnt, was bei mir sofort Erinnerungen an meine Jugend in den 1960er Jahren hervorrief. Und nun kämpfe ich mit mir, ob ich der Bitte, dies für einen Bericht im **Boten** aufzuschreiben, folge. Auf die Idee wäre ich selbst nicht gekommen. Aber ich versuche es mal.

Die Vorgeschichte: Ende 1963 zog meine Familie, Papa, Mama, meine beiden jüngeren Brüder und ich (10 Jahre alt) von Mülheim/Ruhr nach Herne. Papa Rudolf hatte die Arbeitsstelle gewechselt und bei der Herner Herdfabrik angefangen. Wir erhielten eine Wohnung in einem alten dreistöckigen Mietshaus der Herdfabrik, in der Mulvanystraße.

1967 zogen über uns zwei junge, miteinander befreundete, Männer ein. Sie waren etwa zwei Jahre vorher, 1965, aus Süditalien ins Ruhrgebiet gekommen, um Geld zu verdienen. Giuseppe stammte aus der Region Salerno, südlich von Neapel und Gennaro (weiß ich leider nicht mehr genau) vermutlich aus Kalabrien. Sie stammten aus sehr armen ländlichen Gegenden, wo es außer der Landwirtschaft zuhause kaum Möglichkeiten für Arbeit und Geld verdienen gab. Und hier bei uns herrschte ja großer Facharbeitermangel.

So kam es, dass ab Ende der 1950er Jahre nach und nach Millionen von den so genannten »Gastarbeitern«, aus Italien, Spanien, Griechenland, Türkei und anderen Ländern kamen.

Die beiden hatten als Hilfsarbeiter bei meinem Vater in der Herdfabrik eine Arbeitsstelle bekommen. Einen von beiden mochte mein Vater ganz besonders; den sehr fleißigen Giuseppe. Das beruhte dann bald auch auf Gegenseitigkeit. Dazu kam, dass wir Nachbarn waren.

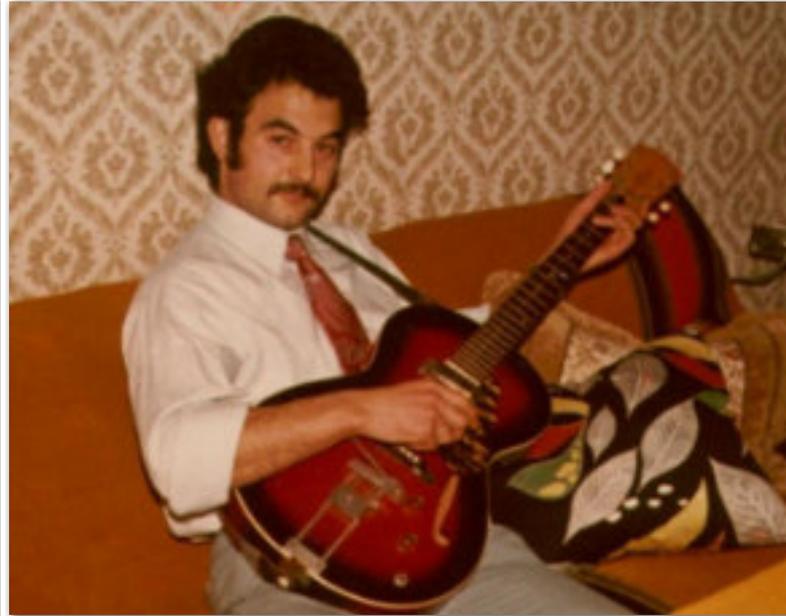
Wir hatten immer mehr Kontakt zueinander und erfuhren, dass Giuseppe vier Geschwister hatte: Zwei ältere Brüder, Vincenzo und Antonio, die auch beide in Deutschland waren sowie zwei jüngere (Zwillings-)Schwestern, Maria und Donata. Der älteste Bruder arbeitete in Sodingen, auf der Zeche unter Tage. Wo seine Frau Annunziata, genannt Nunzia, gearbeitet hat, weiß ich nicht mehr. Sie wohnten auf der Kantstraße und bekamen ihren ersten Sohn Silvio. Der andere Bruder Antonio arbeitete zunächst auch bei der Herner Herdfabrik. Er hatte andere Interessen. Sein Ziel war es, eine Pizzeria zu eröffnen. So begann er eine Hilfstätigkeit in einer Pizzeria in Essen, ganz ohne Lohn, nur zum Lernen. Zu dieser Zeit gab es hier noch nicht viele

Pizzerien. Gab es überhaupt schon eine in Herne? Ich erinnere mich, dass Giuseppe mit mir, als Antonio dort war, nach Essen gefahren ist und dies der Genuss meiner ersten Pizza im Leben war.

Zurück zur Mulvanystraße. Giuseppe und auch Gennaro, insbesondere aber Giuseppe, waren öfter bei uns. Er schien Gefallen an mir zu finden. Ich war 14. Meine Schulfreundinnen waren alle mehr oder weniger – bis zu einem Jahr – älter als ich, weil ich schon mit 5 Jahren eingeschult wurde. Entsprechend waren sie schon »reifer« und hatten offenbar schon Interesse an ersten Beziehungen zu Jungs. Ich aber noch nicht. Ich bekam mit, wie sie morgens vor Beginn der Schule auf der Toilette ihre Haare auftupierten, sich schminkten und die Röcke am Bund mehrfach umdrehten, damit sie schön kurz wurden. Vom Elternhaus aus war das nicht erlaubt. Es war die beginnende Zeit der Miniröcke. Zum Schulschluss musste alles wieder zurückgestaltet werden.

Bei mir war also noch nicht der innerliche Wunsch da. Giuseppe begann damit, dass er meine Eltern fragte, ob er mit mir Eis essen gehen dürfte. Sie waren einverstanden und so kam das dann öfter mal vor. Immer in derselben Eisdiele auf der Vinckestraße und immer das leckere Nuss-Eis. Komisch, dass man sowas nie vergisst! Während ich versuche, mich detailliert daran zu erinnern, frage ich mich gerade »Habe ich mich eigentlich damals in Giuseppe richtig verliebt?« Aber was bedeutet »verliebt sein«? Das ist etwas sehr Persönliches. Auf jeden Fall habe ich es sehr genossen und war stolz darauf, freundlich umworben, eingeladen, verwöhnt zu werden und auch endlich einen Freund zu haben, wie die Schulfreundinnen. Andererseits war das ein großer Unterschied, denn mein Freund war »viele« Jahre älter; nämlich 19. Die Freunde der anderen Mädchen waren etwa gleich alt. Mein Freund konnte mir daher schon viel mehr bieten. Er war sehr fleißig. Leider konnte er in Italien keinen Beruf erlernen. Als er mit 17 nach Deutschland kam, war er zunächst zwei Jahre bei einer Castroper Firma und hat viele Monate jeweils 12 Stunden nur Nachtschichten gemacht. Er war sehr ehrgeizig und stark!

Dann mochte mein jüngster siebenjähriger kleiner Bruder Thomas, Giuseppe auch immer mehr. Der war ja so zugänglich und hat sich mit ihm befasst und gespielt. Darum hat er dann immer gebettelt, zum Eisessen oder ins Kino mitfahren zu dürfen. Giuseppe hatte einen ganz alten VW-Käfer. Meine Eltern fanden das toll, wenn Brüderchen mitfuhr, dann war ja ein



Giuseppe mit Gitarre. Etwa April 1970.

»Kontrolleur« dabei. Wir fanden das nicht so toll. Meine Mama hat sich viele Sorgen gemacht, weil Giuseppe ja deutlich älter war, dass ich mich darauf einlasse zu sündigen, dann schwanger werden könnte und vor allem auch, dass er nach Italien zurückkehren und mich dann mitnehmen würde.

Als unsere Beziehung nach und nach fester wurde, wurde mir seine – vermutlich aus seiner Heimat stammende – konservative Einstellung mehr und mehr bewusst. Miniröcke fand er nicht so toll, genauso wie Schminken oder Haare offen tragen. Es war manchmal ein kleiner Kampf, wie kurz mein Rock sein durfte.

Irgendwann erfolgte mein erster Besuch in seiner Heimat, bei seiner Familie. Wir fuhren die rund 1.800 Kilometer zu Viert im Käfer. Ich erinnere mich an die Strapazen über die Alpen. Bruder Antonio war dabei und wahrscheinlich Schwägerin Nunzia. Ich lernte die Eltern kennen und die beiden Schwestern – und die Lebensart. Sehr ärmlich, ohne fließendes Wasser und sonstigen selbstverständlichen Komfort, aber glücklich und zufrieden. Das waren neue Erfahrungen für mich. Die Familie mochte mich offensichtlich, obwohl ich Ausländerin war. Daher fühlte ich mich wohl und konnte die drei Wochen wie einen schönen Urlaub genießen. Oft haben wir andere Verwandte besucht und manchmal war ich bei der Arbeit auf dem Feld dabei; aber nur zum Zuschauen. Eins habe ich auch nie vergessen. Ich habe versucht, Italienisch zu lernen. Giuseppe konnte ja schon recht gut Deutsch. Aber dort wurde nur Italienisch gesprochen. Das war nicht angenehm für mich. Mein Versuch, Italienisch zu lernen, sollte leider



Besuch in Italien. Hinten links: Ich, Giuseppes Frau Angela, Giuseppe mit einem Enkelkind von Tochter Maria daneben. Vorne: Sohn Luigi, Tochter Donata und Ehemann von Maria mit dem anderen Enkelkind

in Herne, oder auf Eisessen und Käfer-Ausflüge. Das war aber okay für mich.

Giuseppe kaufte sich dann irgendwann einen ganz neuen weißen VW-Käfer, weil der alte immer öfter streikte. Ich war dann ganz heiß darauf, Autofahren zu lernen, obwohl ich erst 15 war. Giuseppe tat mir den Gefallen und fuhr mit mir auf den Verkehrsübungsplatz. Ich durfte

nicht gut ausgehen. Die Italiener rollen das R kräftig. Das konnte ich so nicht. Als ich das Wort BIRRA für Bier entsprechend falsch gesprochen habe, hat Donata mich total ausgelacht. Sie meinte das sicher nicht böse. Aber ich habe mich geschämt und von da an nicht mehr getraut zu sprechen. Nach und nach habe ich vom Hören Italienisch gelernt, zumindest so, dass ich immer mitbekommen habe, um welches Thema es sich gerade handelt. Schade, schade! Das war eine verpasste Chance, eine Fremdsprache zu lernen. Insgesamt war ich dreimal mit in Bivio Palomonte, dem Heimatdörfchen.

Mein Abschluss an der Volksschule Neustraße war im Juni 1967. Anschließend ging ich in die Handelsschule, weil ich wegen der Einschulung mit fünf Jahren – nach Meinung meiner Mama – noch zu jung war für eine Lehre. Durch Rat des Bruders meiner Mutter durfte ich ja trotz guter Noten seinerzeit nicht zum Gymnasium, weil Mädchen keinen Beruf brauchen, sie haben sich um Familie und Haushalt zu kümmern. Ja, so war das damals. Heute unfassbar!

An Einzelheiten dieser Handelsschulzeit erinnere ich mich nur wenig. Ich habe in Erinnerung, dass ich meine Freizeit fast nur mit Giuseppe verbracht habe. Ich hatte keine engeren privaten Freundschaftskontakte. Dadurch ging ich zum Beispiel nicht, wie die meisten jugendlichen Bekannten, in die Tanzschule, oder mal in die Disco. Und ich richtete mich nach seinen Wünschen bezüglich Minirock, Schminken, Frisur und ähnliches. Unsere private Freizeit beschränkte sich auf Besuche seiner Verwandten

es probieren. Das hätte er besser nicht machen sollen, zumindest aus seiner Sicht; es war ja nicht gerade billig. Einmal Blut geleck, wollte ich immer mehr und öfter Auto fahren! Er gönnte es mir eine ganze Weile. Aber irgendwann kam bei uns beiden die Erkenntnis, dass es noch viel zu lange dauert, bis ich 18 für den Führerschein bin und dass wir das nicht so lange so durchziehen können. Also erstmal Schluss damit. Der Käfer HER S 620 bekam von ihm liebevoll den Namen MATILDE. Er hatte offenbar eine besondere Bedeutung für ihn. Er hat ihn bis ins hohe Lebensalter behalten (als Andenken an diese Zeit?), wenn auch nicht mehr gefahren. Für ihn war der Käfer das schönste und beste Auto, das es gibt.

1969 begann ich meine kaufmännische Lehre bei den Stadtwerken. Hier ergaben sich irgendwann nach und nach neue freundschaftliche Kontakte zu jugendlichen anderen Mitarbeitenden. Dieser Einfluss war für die Beziehung zu Giuseppe »kontraproduktiv«. In mir wurden andere neue Bedürfnisse und Wünsche geweckt. Ich glaube heute, ich wollte mehr Freiheit und mehr private Kontakte zu anderen Menschen, fühlte mich scheinbar irgendwie eingengt.

Es ging aber so weiter mit dem immer klarer werdenden Ziel von Giuseppe, dass er mich heiraten und eine Familie gründen möchte. Er nahm sich vor, um eine bessere finanzielle Grundlage zu schaffen, eine Lehre als Feinmechaniker zu absolvieren. Das fand ich sehr gut. An besondere Vorkommnisse in dieser Zeit kann ich mich nicht erinnern. Es scheint so ge-

wesen zu sein, dass ich irgendwann angefangen habe, Zweifel aufzubauen, die sich über einen langen Zeitraum langsam verstärkt haben. Nachdem ich im Juni 1971, mit 18 Jahren meine Lehre schon nach zwei Jahren abschließen durfte und auch meinen Führerschein sofort gemacht habe, wurde ich immer selbständiger. Anfang 1972 habe ich dann, nach langen innerlichen schwierigen Kämpfen, unsere Beziehung, nach insgesamt vier Jahren, beendet. Das war für Giuseppe die absolute Katastrophe. Es tat mir für ihn auch sehr leid. Aber ich war mir sicher, dass es für mich besser so ist.

Er hat sich nach einer gewissen Zeit entschieden, in seine Heimat zurückzuziehen. Dort hat er dann seine Cousine Angela geheiratet. Sie haben drei Kinder, Maria, Luigi und Donata bekommen. Er hat sich in seinem Dorf mit einer Autowerkstatt selbstständig gemacht. Sein Bruder Vincenzo hat mit seiner Nunzia und seinen beiden Söhnen auch irgendwann Herne verlassen und ist zurückgekehrt. Sie haben – so erinnere ich mich, ein kleines Lokal im Dorf übernommen. Bruder Antonio hat eine deutsche Frau geheiratet. Er wurde Vater von zwei Kindern und ist in Deutschland geblieben, um Pizzeria-Restaurants zu betreiben.

Etwa 10 Jahre später, Anfang der 1980er Jahre, habe ich mit meinem Ehemann eine Süditalien-Urlaubsreise unternommen. Ich war sehr neugierig und sind nach Bivio Palomonte, zu Giuseppes Haus, gefahren. Die Hemmschwelle anzuklingeln, war sehr groß. Aber letztlich habe ich mich doch getraut. Wir wurden mit etwas Zurückhaltung, aber freundlich empfangen. Angela und ich kannten uns ja auch von früher von den Besuchen. An einem der nächsten Tage haben wir zusammen einen Ausflug zum Strand gemacht und dort ein vielfältiges, köstliches, mitgebrachtes Menü genossen. Es ergaben sich dann noch in größeren Abständen weitere Besuche in Italien. Auch mein Bruder, der Giuseppe

als Kind sehr mochte, hat den weiten Weg für einen Besuch auf sich genommen.

Inzwischen ist Giuseppe, leider am 26. Oktober 2021, wenige Tage kurz vor seinem 73. Geburtstag, an einer Krebserkrankung verstorben. Seine Frau Angela hatte mir es etwas später geschrieben. Mit seiner jüngsten Tochter Donata, die mit ihrem Mann und zwei Töchterchen in Bologna in Norditalien lebt, habe ich noch lockeren WhatsApp-Kontakt. Die erste Tochter heißt übrigens MATILDA. Die ganze Familie hat Giuseppe sehr geschätzt und geliebt. Das wurde aus dem Schriftverkehr nach seinem Tod deutlich. Das zweite Töchterchen ist dieses Jahr am St. Josefstag geboren. Giuseppe heißt ja auf Deutsch Josef. Dies wird als ein besonderes Zeichen angesehen.



Giuseppe mit Tochter Donata

Die nachträgliche Frage nach diesen damaligen vier Jahren meiner Jugend »Wie wäre mein Leben verlaufen, wenn ich Giuseppe geheiratet hätte?«, bleibt unbeantwortet. Das Wühlen in den Erinnerungen, um dies aufzuschreiben, hat den Wunsch geweckt, mal wieder Kontakt aufzunehmen und nachzufragen, wie es der Familie geht.

Noch eine kleine Anekdote: Wir waren mal im Restaurant Ömmes Hof auf der Bochumer Straße. Ich habe die »Unart« entwickelt, immer wenn der Wirt italienisch wirkt, neugierig zu fragen, aus welcher Region er kommt. Und siehe da, Albino Freda kommt aus derselben Gegend und kennt die Familie von Giuseppe. Und das Gleiche ist auch noch einmal passiert, als ich zu einer großen Geburtstagsfeier eingeladen war, bei der die Gäste mit vielen italienischen Köstlichkeiten aus einem mobilen Verkaufsstand verwöhnt wurden. Die Welt ist klein! Tatsächlich übriggeblieben aus meinen vier Jugendjahren ist die Liebe zu italienischem Essen, Rotwein und auch zur italienischen Sprache; auch wenn ich nur noch sehr wenig verstehe – und nicht zu vergessen, italienische Schlager.



Barbara Rohde

Stadtgeschichte in
360° erleben!



HERNE, RUNDUM HISTORISCH

HISTORISCHER VEREIN HERNE / WANNE-EICKEL E.V.